

Predigt zu Matthäus 2, 1-12

Jens Martin Sautter (6.1.2019)

Fremde Gottessucher

Eine Kollegin von mir ist Pfarrerin in einer kleinen Gemeinde auf dem Land. Was sie erzählt, spielt sich inzwischen in vielen Gemeinden unserer Kirche ab. In ihrem Dorf gibt es eine Flüchtlingsunterkunft. Vor drei Jahren sitzt plötzlich ein junger Mann im Gottesdienst, ein Flüchtling. Jedenfalls kein Einheimischer, das ist sofort zu sehen. Außerdem spricht er so gut wie gar kein Deutsch. Bald kommt noch ein zweiter hinzu. Sonntag für Sonntag sitzen die beiden nun da, immer in derselben Bank. Sie stellen sich nicht sonderlich geschickt an. Sie wissen nicht, wann man steht, und wann man sitzt, wann man AMEN sagt oder Halleluja. Nur dass man an der Kirchentür der Pfarrerin noch die Hand schüttelt, das lernen sie schnell und machen sie offensichtlich mit großer Freude. Erst mit der Zeit erfährt meine Kollegin die Geschichte eines dieser beiden jungen Männer. Er war 2015 mit vielen anderen Flüchtlingen nach Deutschland gekommen. In seiner Heimat hat er es nicht mehr ausgehalten. Es wurde zu gefährlich. Er stammt aus dem Iran und ist in eine muslimische Familie hinein geboren worden. Das mit der Religion an sich war nicht so schlecht. Aber in seinem Land war der Islam immer mit Zwang verbunden. Wehe dem, der anders dachte, der gegen den Strom schwimmen wollte, der Freiheit auch im Glauben suchte. Eines Tages hatte er angefangen, im Internet nach christlichen Seiten zu suchen. Dann hat er eine Bibel in die Hände bekommen. Irgendwie hat er über manche Ecken Christen kennen gelernt, und dann war er zum ersten Mal in einem christlichen Hauskreis gewesen. Die Geschichten von Jesus haben ihn berührt. Er hat gespürt, dass Gott ihn anspricht und einlädt. Und so las er weiter in der Bibel und besuchte diese Gruppe, natürlich ohne anderen davon zu erzählen. Denn das war gefährlich. Offiziell stand auf den Wechsel der Religion immer noch die Todesstrafe. Einmal wurde er festgenommen und ausführlich befragt. Aber glücklicherweise wurde er wieder freigelassen. Nachdem er ein weiteres Mal nur knapp seiner Verhaftung entgehen konnte, sammelte er seine Sachen zusammen und machte sich auf den Weg – nach Deutschland. Deutschland war ein christliches Land. Er war überzeugt, hier würde er sich nicht verstecken müssen, hier glaubten ja alle Leute irgendwie an Jesus. Das Lesen in der Bibel war dort ungefährlich und der Besuch des Gottesdienstes eine Selbstverständlichkeit. Und dann sitzt er kurz nach seiner Ankunft in Deutschland im Gottesdienst. Die Kirche ist schön. Ihm gefallen die Bilder, die Kerzen, die ganze Atmosphäre. Aber er ist überrascht. Im Gottesdienst sitzen außer ihm nur ein paar ältere Leute. Freundliche Leute, die ihm zunicken, aber in seinem Alter ist niemand da. Nur ganz vorne sitzen ein

paar Jugendliche, die nach dem Gottesdienst zu seiner Überraschung ein Autogramm der Pfarrerin einsammeln. Jeden Sonntag kommt er nun. Er versteht am Anfang nur wenig, aber er spürt, dass es hier um Jesus geht. Er mag die Geschichten aus der Bibel. Der junge Mann bleibt dran. Er führt Gespräche, er besucht einen Kurs und wird am Ende getauft.

Wie sagten die Fremden aus dem Morgenland? „Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten. Und sie suchten ihn in ganz Jerusalem und am Ende auch in dem kleinen Dorf Bethlehem.“

Ahnungslose Einheimische

Die Leute im Dorf wundern sich und schauen dem jungen Mann misstrauisch hinterher, wenn er sich sonntags von seiner Flüchtlingsunterkunft auf den Weg in die Kirche macht. Warum sitzt der junge Mann in einem Gottesdienst, den er gar nicht versteht? Wieso tut er sich das an? Was ist denn überhaupt so interessant am Christentum? Macht er das nicht nur, um seine Chancen im Asylverfahren zu verbessern? Warum geht er nicht in die nächste Moschee, er ist doch Muslim? Das ist ihm doch bestimmt vertrauter.

Ich stelle mir vor, wie es war, als diese fremden Gottessucher plötzlich in der Stadt Jerusalem auftauchen. Wir hören davon, dass die ganze Stadt erschrickt, nicht nur Herodes. Sie sind verunsichert, die sind irritiert, sie werden unruhig, weil sie das nicht einordnen können. Es gibt doch einen König. Wo soll denn jetzt ein anderer König geboren worden sein? Diese alten Erzählungen von einem Messias – ja, natürlich stehen die in den alten Prophetenbüchern – aber die werden doch wohl nicht wirklich wahr sein, oder?

Die Fremden waren Weise, Magier, Sterndeuter aus dem fernen Osten, womöglich aus Persien (Iran). Von Königen ist nicht die Rede, aber die Geschenke waren königliche Geschenke, und weil es drei Geschenke waren, wurden in der Tradition aus den Weisen mit der Zeit drei Könige. Ich stelle mir vor, wie die Einwohner Bethlehems geredet haben, als diese durch ihr Dorf kamen: „Was ist denn so interessant bei uns?“, mögen sie gefragt haben. „Was findet ihr denn so Besonderes in der Krippe? Habt ihr keinen eigenen Glauben?“ Genauso fragen Menschen heute. Sie wundern sich, dass der Glaube für andere so interessant ist. Sie fragen sich, ob man den Glauben denn überhaupt noch braucht. Wenn jemand aus der Kirche austritt, bekommen wir im Gemeindebüro eine knappe Mitteilung vom Standesamt. Ungefähr 20 Mal im Jahr. In der Regel reagieren wir darauf und schicken einen Brief. Darin sagen wir, dass wir die Entscheidung respektieren, dass die Türen immer offen bleiben, und dass wir gerne die Hintergründe der Entscheidung verstehen würden. Nur selten bekommen wir darauf eine Antwort. Aber über Weihnachten kam bei uns eine E-Mail an. Darin

begründet jemand seinen Austritt und sagt, er sei Agnostiker. Das heißt: Er kann die Möglichkeit einer Existenz Gottes nicht vollständig ausschließen, will sich aber keiner konkreten Glaubensrichtung anschließen, weil die empirische Grundlage einfach zu schwach ist. Außerdem haben die Kirchen als Institutionen zu viel Dreck am Stecken. Zudem lehnt er die Bibel als Grundlage des Glaubens ab. Sie ist zeitgebunden, überholt und unzuverlässig. Dass die Erfahrungen, von denen dort geschrieben wird, mit seinen eigenen Erfahrungen zu tun haben können, kann er sich nicht vorstellen. Er ist einer von sehr vielen mit einer solchen Einstellung.

Ich stelle mir vor, dass es damals auch Menschen gab, die zwar Juden waren, für die aber die alten Texte nur wenig Bedeutung hatten. Aus ihrer Sicht beschäftigten sich damit doch nur die Schriftgelehrten, die Priester, die Rabbis, aber mit ihnen selbst hatte das nicht so viel zu tun.

Neben Agnostikern gibt es aber auch *Gottesflüchtige*. Wie Herodes, der ahnt, dass ein neu geborener König seine Macht gefährdet, oder zumindest die seiner Nachkommen. Er will niemanden neben sich haben, der seine Macht in Frage stellt. Die Welt dreht sich um ihn. Die Vorstellung, dass er die Knie vor einem anderen beugen müsste, erfüllt ihn mit Entsetzen. Und so ignoriert er die Neuigkeiten nicht, sondern bereitet sich darauf vor, diesen anderen zu bekämpfen. Als die Weisen ihm nicht berichten, wo sie den neuen König gefunden haben, nimmt er sein Schicksal selbst in die Hand und lässt Kinder töten – in der Hoffnung, auch den fremden König zu erwischen. Auch heute scheuen sich viele Menschen davor, die Frage nach Gott zu stellen. Oder sie rechnen durchaus damit, dass es einen Gott gibt, weichen aber den Konsequenzen aus. Sie merken: Wenn es Gott gibt, dann wird sich Gott nicht nur damit abfinden, in meinem Thronsaal den Türwächter zu spielen. Sondern, dann wird er selber auf den Thron steigen. Dann muss ich mein Leben vielleicht ändern. Dann dreht sich nicht mehr alles um mich. Und sie sagen sich: Lieber gar nicht auf die Suche machen – dann kann alles bleiben wie es ist.

An vielen Stellen trifft das Interesse der Fremden auf das Desinteresse der Einheimischen. Die Neugierde trifft auf eine Verunsicherung bei uns, auf einen Traditionsabbruch. Viele Kinder lernen von ihren Eltern nicht mehr die Traditionen kennen, die auf solche Fragen antworten. Viele kennen die alten Verheißungen nicht und suchen nicht mehr in den alten Schriften nach den Antworten auf die Fragen von heute.

Ich bin überzeugt: Der Blick der anderen kann uns helfen, den Wert der eigenen Tradition wieder zu erkennen. Diese Fragen sind eine Chance: „Was glaubt

ihr? Was ist euch heilig? Welche Werte bestimmen euer Zusammenleben?“

Die ganze Welt

Schon am Anfang deutet sich an, was im ganzen Evangelium entfaltet wird. Die Botschaft ist zu groß, als dass sie bei einem Volk bleiben könnte. Das Licht ist zu hell, als das man es verbergen könnte. Der Heiland ist zu groß, als dass er nur der Heiland des Volkes Israel sein könnte. Er ist ein Licht aller Völker. Der Apostel – haben wir in der Lesung gehört – ist ein Apostel aller Völker, oder wie Luther auch übersetzt: „Ein Apostel der Heiden“.

Während am Anfang des Evangeliums die Völker in Gestalt der Weisen nach Bethlehem kommen, endet das Evangelium damit, dass die Jünger in alle Welt gesandt werden, um die gute Botschaft zu verkünden. In den letzten paar Jahrhunderten sind viele Missionare aus Europa aufgebrochen, um Menschen in aller Welt das Evangelium zu verkünden – manche mit durchaus zweifelhaften Methoden. Wir erleben in unserer Zeit das Umgekehrte: Die Welt kommt zu uns. Nicht nur die Ideen, nicht nur die Waren, sondern zur Überraschung mancher auch die Menschen. Manche kommen und fragen nach dem Glauben, aber andere kommen auch mit ihrem Glauben, als Prediger oder Priester – gesandt von ihren Kirchen in ein nachchristliches Europa.

Manche glauben, dass es dem Frieden in der Welt dient, wenn alle Religionen sich auf ihre eigenen Leute konzentrieren. „Jedem Kulturkreis seine eigene Religion“, sagen sie. „Mission schadet nur.“ Aber ich glaube, das Gegenteil ist der Fall. Je weniger Austausch, je weniger Zeugnis gegenüber denen, die anders denken, je weniger Grenzgänger zwischen den Welten und je weniger Religionswechsel, desto härter sind die Grenzen, desto höher die Mauern und desto simpler sind die Feindbilder, die man von denen hat, die anders denken und glauben.

Abgesehen davon, ist die Botschaft der Bibel eindeutig: Jesus ist das Licht der Welt, nicht nur das Licht der Christen. Das Licht ist zu hell, als das man es auf eine Religion, einen Kulturkreis beschränken könnte. Fulbert Steffensky sagt: „Mission bedeutet, das zu zeigen, was man liebt.“ Das bedeutet: Im Gespräch mit Andersgläubigen nicht verschämt das Eigene verbergen, sondern mit leuchtenden Augen davon erzählen. Man muss nur damit rechnen, dass der andere genauso begeistert vom eigenen Glauben erzählen will. So soll es sein. Das soll uns aber nicht davon abhalten, von unserem Glauben zu erzählen. Im Vertrauen darauf, dass die Botschaft eine Schönheit, einen Wert hat auch für die, die sich nicht taufen lassen. AMEN